

Abwechslung befand. Als sie gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts sich in London niederließ, stand sie bald im Mittelpunkt des Interesses. Für den Zauber ihrer Erscheinung spricht allein schon der Umstand, daß der Prinz von Monaco, als er auf zwei Tage in geschäftlicher Angelegenheit nach London kam, sich durch ihre Bekanntschaft verleiten ließ, zwei Jahre dazubleiben. Ihre Schwester Maria Mancini, die den Fürsten Colonna heiratete, war weniger exzentrisch, aber — wenn man den Bildnissen von Mignard und Netscher trauen darf — entschieden schöner. Sie führte ein großes Haus in Rom, wurde viel angeschwärmt und erwarb sich durch ihre bedeutenden gesellschaftlichen Fähigkeiten das Verdienst, den Ton in den römischen Adelskreisen verfeinert zu haben.

Ein Jahrhundert später erregte eine andere Ausländerin durch ihre Schönheit in Italien Aufsehen: Lady Hamilton. Von ihr kann man mit vollem Recht sagen, daß ihre körperlichen Reize ihr Schicksal geformt haben. Von Geburt Tochter eines Schmiedes, zuerst Dienstmädchen, dann Kellnerin, Geliebte eines Kapitäns, Darstellerin der Reklamegöttin Hygiea in Grahams „elektrischem Institut“, schließlich Malermodell — das ist die Stufenleiter des Aufstiegs von Emma Lyon, ehe der reiche Lord Hamilton ihr begegnet und sie in sein Buen retiro nach Neapel schleppt, wo sie von ansässigen und fremden Persönlichkeiten, auch von Goethe bewundernd gefeiert wird. So war die arme Schmiedstochter zur Grande Dame avanciert. Aber ihr größter Triumph blieb ihr noch vorbehalten: Lord Nelsons Liebe.

Will man für Lady Hamilton eine Parallelerscheinung jener Zeit ausfindig machen, so kann es nur Juliette Récamier sein. Ihre Schönheit hatte die Eigentümlichkeit, daß sie auf den ersten Blick mehr anziehend als blendend wirkte; doch je länger man sie sah, um so schöner fand man sie. Dann kamen alle Vorzüge ihres Äußeren zur Geltung, ihre biegsame elegante Figur, ihr herrlich geformter Hals, ihr perlweißer Teint, ihr kastanienbraunes krauses Haar, ihre feine regelmäßige, echt französische Nase, ihr jungfräuliches Gesicht. Und doch — Worte reichen nicht aus, um ihre Schönheit zu beschreiben. Als sie einmal gebeten wurde, an einem Sonntag in der Kirche St. Roch eine Kollekte zu übernehmen, füllte sich das Gotteshaus auf dieses Gerücht hin so mit Menschen, daß viele die Kandelaber und Seitenaltäre erkletterten, um nur den Anblick zu genießen, wie sie mit dem Klingelbeutel die Reihen der Gläubigen durchschritt; das Resultat dieser Kollekte betrug 20 000 Franken. Ihr Bild machte die Reise um die Welt. Chamisso behauptet, er habe sogar eines in chinesischer Ausführung gesehen.

Eine gewisse Ähnlichkeit hat der Lebenslauf Sophie Potockas mit dem der Lady Ha-

milton. Auch sie kam aus ärmlichen Verhältnissen, obschon aus einer angesehenen Familie (sie stammte aus Griechenland), nur wurde sie im Gegensatz zu der englischen Lady, die ein einziges Mal als Handelsobjekt figurierte, zweimal verkauft: das erstemal von ihrer Mutter, das andere Mal von ihrem eigenen Mann, dem Grafen Witt, für 2 000 000 Gulden an den Grafen Potocki. Ihr zweiter Gatte vergötterte sie und schuf ihr zu Ehren einen paradiesischen Park.

Die Wirkung aller bisher genannten Frauen lag ausschließlich in ihnen selbst. Sie siegten durch ihre äußere Erscheinung, ihre Persönlichkeit. Etwas anderes ist es, wenn sich zu dieser Schönheit noch die Ausübung einer Kunst gesellt, und zwar jener Kunst, die die körperlichen Reize am stärksten zur Geltung bringt — der Tanzkunst. Hier strömt die Wirkung aus zwei Elementen, einem natürlichen und einem künstlichen. Fanny Elssler beginnt den Reigen der Tanzdivas der neueren Zeit. Die Triumphzüge dieser Tanzköniginnen weisen überall ähnliche Symptome auf: Die Jüngerinnen Terpsichores fallen schon in früher Kindheit durch ihr Aussehen und die Anmut ihrer Bewegungen auf, betreten die Bühne irgendeines kleinen Vorstadttheaters, ernten ungeheuren Beifall, füllen von da ab die Kassen des Direktors, steigen mit ihren Gagen und Einnahmen immer höher, werden dabei oft von ihren Impresarios ausgebeutet, erleben auch hin und wieder einen Mißerfolg, erobern sich aber doch allmählich die Zuneigung der Welt und beginnen dann wieder, an einer gewissen Stufe des Ruhms angelangt, auf der Leiter abwärts zu gleiten, wenn sie nicht die Klugheit besitzen, rechtzeitig ihrer Kunst Valet zu sagen. Jede pflegt irgendeine Spezialität. Die Elssler siegte durch ihre graziösen Voltigen, Pirouetten, und die berühmt gewordene Cachucha, die glutäugige Andalusierin Otéro faszinierte mit ihren wilden spanischen Tänzen, die so unglücklich als Opfer des Krieges geendete Mata Hari machte mit ihren indischen Tänzen Furore, und nur die seinerzeit so viel bewunderte Cleo de Mérode hat sich auf leichtere Weise ihren Weltruf erstritten, indem sie sich einen König zum Liebhaber wählte.

Jede Zeit hat ihren Tanzstar, ihre sensationelle Schönheit, der die Welt huldigt. Jetzt heißt der aufgehende Stern Gaïatry, ein armes Hindumädchen, das noch vor kurzem in ihrer Heimat eine fromme Tempeltänzerin war, die ein französischer Marquis nach Paris mitnahm, wo sie mit ihrem schönen Broncekörper schnell über die schwarze Josephine Baker in der Gunst des Publikums siegte. Zuerst machte sie von sich reden, als sie aus dem Damenwettbewerb der Seinstadt bis nach Cannes als Siegerin hervorging. Ihre Tänze sind religiös, ohne jede erotische Färbung. Sie tanzt sie fast ohne Hülle, aber geadelt durch die wundersame Keuschheit ihre Bewegungen.

Dr. Valerian Tornius